

Rudolf Vogl

Galzig

Roman

Berenkamp

Meinem
Freund und Vorbild
in stürmischer Zeit
dem Erfinder und Genie

Edmund Alber

Inhaltsverzeichnis

7	Galzig
43	Bergfrühling
55	Figurant
67	Nicki
111	Probefahrt
123	Die Wärme der Frauen
129	Bacchanal
134	Intermezzi
143	Der Hirt
151	Der lange heiße Sommer
165	Neue Welt
173	Die Goldene Spinne
185	Die Kälte des Todes
203	Zeit vorbei

Galzig

Ein wuchtiger Schlag dröhnt durchs Mauerwerk. Die Schwingungen der Tragseile schwirren im Beton, und aus der Einfahrtshalle dringt unheimliches Klopfen an mein Ohr. Ich werfe die Wolldecken zurück und springe aus dem Bett. Was ist geschehen?

Mühsam taste ich mich im Dunkeln mit bloßen Füßen auf dem kalten Boden zum Lichtschalter. Umsonst, kein Strom. Endlich finde ich in der Tischschublade die Taschenlampe. Ich beleuchte meine Armbanduhr. Es ist erst neun; und ich habe gedacht, die Nacht müsse bald um sein.

Vor dem Fenster heult unvermindert der Sturm. Wenn ich den Lichtstrahl gegen die Scheibe halte, huschen gespenstische Schneefahnen vor dunklem Hintergrund. Mich beginnt zu frieren. Ich ziehe den dritten Pullover an. Was kann ich tun in meiner Lage? Drei Tage bin ich nun schon eingesperrt in der kleinen Seilbahn-Bergstation. Ich kann nur warten, bis jemand von der großen Kabinenseilbahn zu mir vordringen wird. Längst ist mein Notproviant zu Ende. Auch das Wasser beginnt knapp zu werden.

Bereits in der ersten Nacht des Sturmes sind der Strom und das Telefon zeitweise ausgefallen. Vermutlich liegt ein Teil der Freileitung unter meterhohen Wächten begraben. Mir bleibt nichts anderes zu tun, als mich wieder ins Bett zu legen. Das Poltern in der Einfahrtshalle wird bedrohlicher. Ich fühle mich nicht besonders. Wird der Sturm die Station abtragen? Mein Vertrauen in das solide Mauerwerk beginnt zu schwinden. Eine Nachschau in dieser Sturmnacht käme jedoch einem Selbstmord gleich; die Böen würden mich gnadenlos über den Grat hinausfegen.

Ich packe alle verfügbaren Decken auf mich und starre ins Dunkel. Noch ist es auszuhalten in meiner Behausung. Nur dem lästigen Gebrumm der Mauern kann ich nicht enttrinnen. Ich versuche zu schlafen, aber es ist unmöglich; zu laut heult der Orkan um die Station.

Wenn diese Nacht vorbei ist, werde ich feststellen können, was es mit dem Gepolter in der Einfahrtshalle auf sich hat. Voraussetzung für eine Kontrolle ist aber das Nachlassen des Sturmes. Der überdachte Vorraum zwischen meinem Zimmer und der Einfahrtshalle ist durch eine schwere, überbreite Tür getrennt. Sie geht mit der Windrichtung auf. Wenn ich

sie bei dem herrschenden Sturm öffnete, würde es mich wie eine Fliege auf die dahinter befindliche Mauer klatschen. Selbst wenn ich noch rechtzeitig zurückspringen könnte, ich würde die Tür nie mehr ins Schloß bringen. Der Sturm käme dann mit voller Wucht am Windfang meines Zimmers vorbei, die Raumtemperatur würde noch weiter unter null sinken. Doch mir genügt schon die fingerdicke Eisschicht in der 35-Liter-Trinkwasserkanne.

An ein Heizen mit dem Kanonenofen ist nicht zu denken. Alle Versuche sind gescheitert. Nachdem mir Rückschlagflammen die Haare an beiden Händen verbrannt haben, gebe ich auf. Dafür ist der Raum voll Rauch, der mir einen Hustenanfall um den anderen bereitet. Der kleine Elektroofen ist schon lange kalt. So bleiben mir nur die Kleider und Wolldecken, um diese ungemütlichen Stunden ertragen zu können. Dick eingehüllt liege ich im Bett und warte darauf, daß sich die Station irgendwann in Bewegung setzt. Das Windgejammer im Kamin zerrt an meinen Nerven. Ich wünsche, ich könnte den verrückten Lärm mit einem Schalter abstellen.

Der Geruch der frischen Wolldecken tröstet mich mit dem Gefühl einer gewissen Geborgenheit. Ich fasse wieder Mut und Zuversicht, daß dieser Spektakel doch einmal zu Ende gehen müsse. Meine Vermutungen über mögliche Sturmschäden am Gebäude opfere ich der Einsicht, daß ich ohnehin nichts dagegen tun könne. Um trotz der Windgeräusche Schlaf zu finden, denke ich an den Grund meines Hierseins, an die vergangenen Tage in dieser Höhe. Meine Erinnerung führt mich einige Wochen zurück.

*

Mir fällt der 17. Jänner ein. Ein Samstag. Niedergeschlagen saß ich zu Hause in Innsbruck am Mittagstisch. Ein Vierteljahr war ich schon arbeitslos. Der Zustand der Untätigkeit lastete schwer auf mir. Ich fühlte mich unnütz und asozial. Ein Parasit mit leeren Taschen. Meine älteren Brüder gefielen sich darin, mir mit derben Sprüchen meine Situation bewußt zu machen.

„Ja, zum Essen findet der Herr nach Hause“, und von der anderen Tischseite: „Du fauler Hund, Tagedieb, Zeitvergeuder, Schmarotzer!“

Mein Vater, absolute Autorität in der Familie, löffelte hinter der hochgestellten Zeitung seine Suppe. Er duldete keine Auseinandersetzungen beim Essen. Mit dem scharfen Hinweis „Streiten könnt ihr auf der Straße mit den Karrnern, aber nicht an meinem Tisch“ war die Ruhe augen-

blicklich hergestellt. Als Lehrer an einer berufsbildenden Schule hatte er nur eine kurze Mittagspause. Sein Anspruch auf ein geruhssames Mahl mußte von jedem respektiert werden.

Nach dem Essen, ich wollte gerade den Tisch verlassen, räusperte sich Vater und sagte: „Wart’ noch, Rudi, ich hab’ dir etwas zu sagen.“ Ich staunte. Was würde das wohl sein? Sofort machte ich Gewissenserforschung. Doch meines Vaters Miene verriet nichts Ungutes. Nachdem er mich eine Weile forschend angesehen hatte, begann er: „Ich hab’ eine Stelle für dich! Sie ist etwas außerhalb von Innsbruck, aber das macht nichts, denn so kommst du gleichzeitig von deinen Saufkumpanen weg. Am Montag um 16 Uhr mußt du dich vorstellen und, wenn sie dich nehmen, gleich dort bleiben. Also, klaub’ deine Klamotten zusammen und nimm genügend warme Sachen, denn du wirst auf dem Berg wohnen. Mit dem Zug um 13 Uhr 30 bist du früh genug dran. Bin neugierig, wie es mit dir dann weitergeht.“

In den folgenden Minuten ließen meine Brüder weitere Gemeinheiten auf mich niederprasseln, es berührte mich jedoch keine. Raimund verließ die Küche mit der Feststellung: „Dich nehmen sie nicht, du bist zu faul!“, und Otto krächzte schadenfroh: „Jetzt kommst du dran, das gönn’ ich dir!“

Doch ich sprang nur mehr in der Küche herum. Endlich Arbeit! Wieder eine sinnvolle Tätigkeit, vielleicht einen richtigen, verantwortungsvollen Posten. Wieder ein normaler Mensch sein, einer, der verdient; der sich das Geld für einen Kaffee oder ein Bier nicht ausleihen muß. Endlich wieder müde zu Bett gehen, nach getanem Tagwerk dem Schlaf problemlos in die Arme fallen. Etwas außerhalb der Stadt lag also meine Chance. Und ich würde sie nützen, denn die hundert Kilometer Distanz waren mir eher Anreiz denn Hindernis.

Meine Mutter wurde am Rande auch noch überrascht. Denn als ich wußte, daß es sich bei meiner neuen Tätigkeit um einen Wartungs- und Maschinistendienst bei einer Seilbahn handelte, hatte ich meinen Vater kurz, aber innig umarmt.

In den zwei Nächten vor meiner Abreise fand ich vor Aufregung kaum Schlaf. Die Phantasie gaukelte mir alle möglichen Bilder vor. Meine Träume waren voll von neuen Welten, Gefühlen und Hoffnungen.

Endlich war die Zeit des Wartens vorbei. Ich konnte mich nicht entschließen, vor der Abreise noch meine Freunde aufzusuchen. Schließlich wußte ich ja nicht, was bei der Sache herauskommen würde. Erst wenn ich die Gewißheit einer positiven Veränderung hatte, würde es eine freudige Mitteilung geben.

Aufgepackt mit Rucksack, Koffer und den guten Wünschen meiner Mutter bestieg ich am Montag den Zug. Die Fahrt kam mir endlos vor. Vielleicht auch deshalb, weil ich keinen Blick aus dem Fenster tat, sondern nur meinen aufgescheuchten Gedanken nachhing. So war es auch verständlich, daß ich zusammenzuckte, als der Schaffner „St. Anton am Arlberg“ ausrief.

Die Vorstellung war problemloser, als ich befürchtet hatte. Dämmriges Licht im Büro und zwei Herren um fünfzig. Links die forschen Blicke einer Führungspersönlichkeit, knappe Entschlossenheit, jedes Wort ein militärischer Befehl. Daneben ein Sportsmann, über einsneunzig, braungebranntes Gesicht, auffallender Hinterkopf. Klare, doch gütige Augen, angenehme Stimme und wohlwollende Gesten – der technische Leiter.

Die Fragen nach dem Woher, nach beruflicher Eignung und der vorhandenen Liebe zu den Bergen waren bald geklärt. Freizeit, Quartier, Dienstplan, Urlaub und Gehalt wurden kurz genannt, und dann nahm mich Alfons, ein Wagenführer, in Empfang und schwebte mit mir als einzigem Fahrgast bergwärts. Alfons rauchte unentwegt. Zwischen seinen genüsslichen Lungenzügen fragte er mich nach meinen Vorstellungen und Erwartungen. Dann zeigte er auf die ersten Lichter im Osten des Stanzertales: „Da draußen liegt Flirsch, dort bin ich daheim.“ In der Kabine war es dunkel geworden. Bei jedem tiefen Zug an seiner Zigarette huschte ein schwach rötlicher Schein in das hagere Gesicht und machte es noch abenteuerlicher. So stellte ich mir einen Wilderer vor. Bei unserer Ankunft in der Bergstation war es bereits dunkel. Alfons führte mich in den Gefolgschaftsraum, wie die Bahnbediensteten den Schlaf- und Aufenthaltsraum nannten. Ein miefiges Loch zwischen Maschinenraum und Materialkammern, ohne Tageslichtfenster, war mein feudales Quartier für die erste Nacht. Drei Feldbetten, zwei Spinde mit quietschenden Türen, drei kleine Kugelleuchten, ein schmutziges Waschbecken und eine ehemals weiße Doppelkochplatte bildeten das dürftige Inventar. Der mit Schmieröl getränkte Riemenboden gab dem Raum einen eigenartigen Geruch. Gehäufte Aschenbecher erklärten die schlechte Luft im Raum.

Der Schlafmangel aus den vergangenen zwei Nächten ließ mich die deprimierenden Eindrücke weitgehend ignorieren. Ich hängte meine Kleider über eine Stuhllehne und zog die harten, beißenden Decken über mich. Sie stanken entsetzlich nach Schweiß und eingelagerten Fürzen. Die Stimme hinter mir wurde leiser ...

Ein unangenehmer Reiz in der Nase weckte mich – Rauch. Aus unruhigem Schlaf fuhr ich in die Höhe. Wo war meine Brille? Hastig griff ich

unter den Polster. Gott sei Dank – da war sie! Und mit den klaren Umrissen war meine Angst gebannt. Neben mir brannte eine Kugelleuchte, von dichtem Qualm umhüllt. Alfons saß, mit dem Gesicht zu mir gewandt, auf seinem Bett und rauchte. Den Oberkörper hatte er mit seinem Uniformrock umhängt, die Beine baumelten in einer altertümlichen Unterhose zu Boden. Seltsamerweise hatte er in diesem Aufzug auch seine steife Schildkappe auf. Er sah aus wie ein verirrter Rabe mit hängendem Gefieder. Als er meine Verwirrung sah, begann er mit schnarrender Stimme: „Du weißt nicht, wo du bist – hm? Es ist erst drei Uhr früh, aber ich muß mir eine Zigarette gönnen. Weißt du, ich kann nicht schlafen. Das ist immer so bei mir, wenn ich am Nachmittag Dienst habe. Laß dich nicht stören und schlaf ruhig weiter. Du mußt keine Angst haben, morgen zu verschlafen, wir wecken dich schon!“ – Das fängt ja gut an, dachte ich, schob die Brille unter den Kopfpolster und zog die Decken zum Hals. Ihr Geruch traf mich ein zweites Mal wie eine Narkose ...

„Ja, da wird man wach“, hörte ich eine Stimme von der Tür her, als ich mich über dem kleinen Becken zu waschen versuchte. „Stimmt“, gab ich zurück, ohne mich umzusehen, denn ich tappte – ohne Brille – nach dem Handtuch. Das Wasser war knapp über dem Gefrierpunkt. „Ich komme gleich“, rief ich in Richtung Tür, dann merkte ich, daß ich allein im Raum war. Ich verstaute Pyjama und Waschzeug, dann suchte ich den Weg ans Licht. Nach einigen Gängen und Stufen stand ich in der Einfahrtshalle und war – überwältigt.

Die Seile liefen in einen tiefblauen Himmel hinein, und im Geviert zwischen Bahnsteig und vorgezogenem Dach lag das Gebirge in leuchtendem Weiß. Strahlendes Tagwerden auf der Bühne der Berge. Vor meinem verwunderten Schauen stand plötzlich ein Mann in Uniform und bot mir die Hand zum Gruß: „Ich bin Oswald, und du bist also der Neue, der Rudi, wie ich gehört habe!“ Mit diesen Worten drückte er mir die Hand. Ich spürte, wie ein Gefühl der Freude durch mein Herz ging, wie ein Vater, dachte ich, denn noch nie zuvor war ich von einem Mann mit so feinfühlernder Zuwendung begrüßt worden. Er hatte meine Hand voll umschlossen und herzlich gedrückt, doch nur einen Augenblick, dann hielt er sie nur noch locker in der seinen, solange wir uns in die Augen sahen. Die Stummelpfeife, die Oswald nach jedem seiner Sätze fast augenblicklich zwischen die Lippen schob, machte den Mann in seiner Erscheinung noch gemütlicher. Seine rauchige Stimme fand wohl Erklärung in den kleinen Wölkchen, die in der prickelnden Morgenluft in lustigen Schleifen zur Höhe schaukelten, bis sie ein leichtes Lüftchen auflöste. Jede Bewegung, jede Geste schien hier heroben erfüllt zu sein von der wun-

derbaren Stille der Morgenstunde, die nichts Lautes oder Heftiges in der Unendlichkeit der Winterlandschaft duldete.

Nach einigen Minuten umstanden mich immer mehr Männer in Uniformen und in Arbeitsanzügen. Alfons war auch dabei. Ausgerechnet er fragte mich: „Hast du gut geschlafen?“ Alle lachten. Vermutlich hatten sie bereits ihre eigene Erfahrung vom guten Schlaf an seiner Seite, wenn er eine Zigarette an der anderen anzündete.

Oswald wandte sich nochmals mir zu: „Ich muß mit der nächsten Kabine ins Tal. Damit du es weißt, wir sind hier bei der Bahn alle per du, unsere Chefs natürlich ausgenommen. Und wenn du etwas brauchst, oder es gibt sonst einen Kummer, dann kommst du zu mir, ist das klar? Servus!“ Bei diesem Gruß blinzelte er mir mit beiden Augen gleichzeitig zu, schob die Pfeife in den Mund und ging in die Kabine. Kaum hatte sich die Bahn in Bewegung gesetzt, kam aus dem Führerstand der große Sportsmann, dem ich schon bei meiner Ankunft gegenübergestanden hatte, direkt auf mich zu, stellte sich mit Peyerl vor und bat mich, mit ihm vor die Station zu kommen.

Erst jetzt kamen die unzähligen, sich im fernen Horizont auflösenden Gebirgsketten und die mächtigen, einzeln herausragenden Gipfel voll in meine Wahrnehmung. Inmitten dieser zauberhaften Winterlandschaft hatte ich im ersten staunenden Rundblick nur den einen Gedanken: Hier will ich bleiben ...

Mein Vorgesetzter bemühte sich, nach der Schrift zu sprechen, fiel jedoch immer wieder in die Wiener Umgangssprache. Peyerl, er wurde vom Personal mit „Herr Ingenieur“ angesprochen, erklärte mir laut und gebärdensreich die markantesten Punkte in allen Himmelsrichtungen. Ich folgte jeweils seinem ausgestreckten Arm und kam von einem Staunen ins nächste. Die vielen Namen konnte ich für den Augenblick nicht im Gedächtnis behalten. Was sollten mir auch in rascher Aufzählung die Namen Patteriol, Hoher Riffler, Parseierspitze, Rendl, Weißschrofenspitze und Valluga sagen? Die weite Gebirgslandschaft würde sich erst durch das Leben in ihr in meine konkrete Vorstellung bringen. Ich hatte in unserem einseitigen Gespräch stets zustimmend genickt und gehofft, daß man mir meine Begeisterung ohnehin ansehen würde.

Der Herr Ingenieur gab es schließlich auf, mich geographisch durch große Distanzen zu führen.

Bald wußte ich, daß wir in dieser Station nur einen Zwischenaufenthalt gemacht hatten, weil es gestern zu spät geworden war, um den Weg zu meiner Bergstation noch in Angriff zu nehmen. Auf der hartgefahrenen Piste ging es leicht aufwärts. Nach einer guten halben Wegstunde ent-

lang einer 380-Volt-Freileitung waren wir bei der Bergstation der St.-Christoph-Bahn und zugleich vor meinem hochgelegenen Domizil.

Die Bahn war einen Monat vor meinem Eintreffen eröffnet worden und, aus Witterungsgründen, erst etwas später in Betrieb gegangen. Die Materialbahn stand noch funktionsbereit neben der neuen Seilbahn im Gelände. Die kleineren der einfachen Holzstützen waren völlig zugeschnitten. Auf der kleinen ebenen Startfläche für die Schifahrer hinter der bergseitigen Stationsmauer lagen noch Bauholz und verschiedene Seilstücke mit Kauschen herum. Die beiden Tragseile der Personenseilbahn, durch die bergseitige Mauer auf einen wuchtigen Betonsockel hin verankert, erweckten den Eindruck, als sei das schräge Gebäude durch die zwei Stahlseile zusätzlich gegen ein Abrutschen gesichert. Vom A-Mast, dem Endpunkt der Freileitung, hingen noch Anschlußkabel für verschiedene Bauprovisorien. An der Ostseite der Bergstation führten ein paar ins Gelände gehackte Stufen abwärts in den kleinen, offen überdachten Warteraum. Durch eine Türöffnung mit heftigem Durchzug betraten wir den Bahnsteig. Jetzt lag die Seilbahntrasse von Station zu Station vor uns. Ein neuer Ausblick tat sich auf. Tief unter uns lag St. Christoph am Arlberg. Die kleine Gruppe von Häusern, um das altehrwürdige Hospiz geschart, lag wie Spielzeugklötze im Schnee. Kein Laut drang zu uns herauf. Es war, als würde der tiefe Pulverschnee jeden Lärm ersticken.

Das schönste Bild in der tiefverschneiten Landschaft bot die Portalstütze, etwa fünfzig Meter vor der Bergstation. Sie war so dicht in Rauhreif und Schnee gehüllt, daß die Zugseilrollen und die Tragseilschuhe kaum zu sehen waren. Wie ein riesiger, aufgestellter Wattebausch, ein überdimensionales Gebilde aus Zuckerguß, stand die Schöpfung aus Stahl und windgepreßtem Schnee in der Morgensonne.

Beim Einatmen durch die Nase knisterte es leicht. Unser Atem verlor sich in kleinen Wolken. Das Thermometer in der Einfahrtshalle zeigte minus 17 Grad.

Aus dem Führerstand trat ein Mann auf uns zu. Er war von kräftigem Wuchs, in meiner Größe, etwa einsfünfundsiebzig – und trug blaue Arbeitskleidung. Ich schätzte ihn auf 35 Jahre. Ingenieur Peyerl stellte mich als den neuen Elektrotechniker und Maschinisten vor. Edmund, ein Einheimischer aus St. Jakob, versah den Maschinendienst, war zuständig für alle technischen Probleme und stellvertretender Betriebsleiter. Während des ersten, kurzen Gesprächs fielen mir seine helle, fast scharfe Stimme und der prüfende Blick auf, mit dem er mich musterte. Mein neuer Kollege trug eine schwarze Wollmütze mit zwei weißen Querstreifen. Aus seinem Gesicht sprang eine schmale, gebogene Nase vor. Die Au-

gen schauten aufmerksam und forsch, und beim Sprechen zeigte sich eine Lücke zwischen den oberen Schneidezähnen. Beim Reden setzte Edmund zwischen einzelnen Wörtern kürzere Pausen, so, als suchte er nach einem bestimmten Ausdruck. Aus meinen Beobachtungen schloß ich, daß ich es mit einem reifen, umsichtigen Mann zu tun hatte.

Ingenieur Peyerl wünschte mir zum Einstand alles Gute und machte mich darauf aufmerksam, daß ich mich um meine Verpflegung selbst zu kümmern hätte. Nach ein paar Fragen an Edmund verabschiedete er sich.

An meinem ersten Tag bei der Bahn herrschte trotz des herrlichen Wetters nur mäßiger Betrieb. Es war vielen zu kalt zum Schifahren.

So fand Edmund zwischen den fallweisen Fahrten Zeit, mir den Antrieb zu erklären und auf verschiedene technische Probleme hinzuweisen. Wir setzten uns im kleinen Raum neben der Maschinenhalle zusammen und besprachen die verschiedenen Arbeiten, die auf uns zukommen würden. Es stellte sich heraus, daß der Raum, in dem wir uns unterhielten, mein neues Zuhause war. Etwas verdutzt schaute ich mich in dem vielleicht drei mal fünf Meter großen Raum um. Das Fenster, nach Osten situiert, gab den Blick auf den Galziggipfel frei, dessen Steinpyramide, gut fünfzig Meter von der Station entfernt und etwas höher gelegen, die Meereshöhe von 2187 Meter markiert. Dem Fenster gegenüber stand ein Stockbett und ein knapp ein Meter breiter Spind. Ein Tisch mit Schublade und drei Stühle waren vor das Fenster gerückt, an der bergseitigen Wand befand sich ein büfettähnlicher Kasten mit einem kleinen Radiogerät darauf. Neben dem Kanonenofen stand ein dürftiger Elektroheizkörper mit beweglichem Anschluß, und an der Wand zur Tür, die in einen kleinen Windfang mündete, waren ein Waschbecken montiert und ein Kurbeltelefon. An der Decke und über dem Waschbecken hing eine kleine Milchglasleuchte. Sonst war alles nackt im Raum; kein Teppich, kein Bild, kein Vorhang – nichts, was einen Raum wohnlich macht. Das also war meine Klause für die kommende Zeit. Kein Zweifel, da würde ich einiges an Arbeit und Ordnung investieren müssen, um aus diesem ungastlichen Raum ein wohnliches Quartier zu machen.

Edmund mußte meine Betroffenheit bemerkt haben, denn unvermittelt fragte er, was mich denn in meinen jungen Jahren dazu bewogen habe, ein Leben in dieser Einsamkeit auf mich zu nehmen, und, wie alt ich denn überhaupt sei. „In zwei Monaten werde ich neunzehn“, gab ich ihm zur Antwort, und ich wußte nicht, wie ich seinen erstaunten Gesichtsausdruck deuten sollte. „Ja, das ist jung, sehr jung“, murmelte Edmund vor sich hin. Es kam mir vor, als habe er Bedenken, daß ich mit

meinem jugendlichen Alter doch nicht geeignet sein könnte für diesen Posten. Verschiedene Fragen schienen ihn sehr zu beschäftigen. „Aber du kommst doch aus der Großstadt! Und hier heroben hast du keinerlei Unterhaltung, niemanden, mit dem du reden kannst. Du wirst bestimmt bald einen Höhenkoller bekommen, denn in St. Christoph drunten ist, vor allem in der toten Saison, auch nicht mehr los als hier heroben. Ich sehe schwarz für dich, denn deine Vorgänger haben es höchstens zwei Monate ausgehalten!“ – „Wie sich andere an einem bestimmten Platz verhalten, ist für mich kein Maßstab“, gab ich zur Antwort, „und außerdem“, fügte ich hinzu: „Das Leben in der Stadt ist nicht um so vieles erstrebenswerter. Hier ist gute Luft, eine herrliche Gebirgslandschaft und eine interessante Tätigkeit. Was will ich mehr? Außerdem ist alles neu für mich, und mit den Kollegen wird man wohl auskommen können!“

Edmund gab sich zufrieden. Meine spontane Begeisterung hatte ihn sichtlich überzeugt. Nachdem unser Gespräch durch mehrere Fahrten unterbrochen worden war, erinnerte er mich an meine notwendige Proviantbeschaffung. Ich fuhr ins Tal.

Am Bahnsteig erwartete mich Heinrich, der beim Einlaß und an der Kassa Dienst versah. Ein schlanker, großer Mann mit scharfem Profil, klarer Stimme und gemessenen Bewegungen. Nachdem ich mich im kleinen Lebensmittel- und Touristikladen fürs erste eingedeckt hatte, fuhr ich wieder bergwärts.

Der Fahrbetrieb war völlig abgeflaut, und so konnte ich darangehen, mich häuslich einzurichten. Bald sah ich, daß ich es mir ersparen konnte, das Gepäck auszuräumen, denn die mir zugewiesenen Fächer und Ablagen brauchten dringend eine gründliche Reinigung. Die bis zur letzten Fahrt verbleibende Zeit nützte ich für einige Fragen an Edmund. So wurden mir auch die Zusammenhänge zwischen den Bahnen und Liften sowie deren gebräuchliche Bezeichnungen geläufig. Ich war also bei der neuen Bahn von St. Christoph auf den Galziggipfel, von den Einheimischen „Christophbahn“ genannt, und die große Bahn von St. Anton auf die Galzigschulter, östlich vom Gipfel, das war die Galzigbahn. Als Heinrich vom Tal heraufgekommen war, ging Edmund mit mir noch zum Gipfel und erklärte mir jene markanten Punkte, nach denen ich in der Folge von den Touristen immer wieder gefragt werden würde.

Wir einigten uns darauf, pro Himmelsrichtung für den Anfang nur drei Gipfel zu nehmen, damit mir wenigstens diese im Gedächtnis blieben. Wir begannen mit der Parseierspitze im Osten, dem einzigen Dreitausender der nördlichen Kalkalpen in etwa zwanzig Kilometer Entfernung nördlich des Stanzertales, und südlich des Stanzertales nahmen

wir den etwa fünf Kilometer näher liegenden wuchtigen Klotz des Hohen Riffler mit 3160 Meter und das Blankahorn mit 3130 Meter dazu. Im Süden einigten wir uns auf Seekopf, Küchelspitze und Patteriol, allesamt bekannte Dreitausender. Gegen Westen begnügten wir uns vorerst mit der Sulzfluh, der Scesaplana und der Zimba, und gegen Norden gab es neben Trittkopf, Valluga und Schindlerspitze nicht viel zu merken.

Heinrich rief schon ungeduldig herauf, und so brach Edmund tatsächlich nach zwölf Gipfelnamen ab, wünschte mir eine gute Nacht und fuhr in eleganten Schwüngen hinter Heinrich zur Bergstation der Galzigbahn hinüber. Dort konnten sie über die Kandaharabfahrt ins Tal wedeln oder, wenn sie zu müde waren, die letzte Kabine nehmen.

Ich wollte noch bei der Gipfelpyramide verweilen, um den Sonnenuntergang zu beobachten, doch war inzwischen ein frischer Wind aufgekomen, sodaß ich es vorzog, in mein Quartier zu gehen.

Nun war ich also allein auf meinem hochgelegenen Posten. Aber es blieb mir keine Zeit, mich zu besinnen, zu staunen oder gar zu träumen. Im Kamin orgelte der Nachtwind, und der Wohnraum war kalt. Über unser Gespräch war auf das Feuermachen vergessen worden. Mein erster Abend in „meiner“ Station war also nicht der Ruhe geweiht, ich kam ordentlich ins Schwitzen.

Ich mußte nochmals in die Kälte hinaus und an der Außenmauer einige Schritte hinunter zum Keller, um Holz und Kohlen zu holen. Bis ich meine Hände am Kanonenofen wärmen konnte, hatte ich im Zimmer mehr Rauch als Atemluft. Mit mehrfachem Lüften und allen Feuerungskünsten, die mich die Not lehrte, brachte ich doch etwas Wärme in meine bescheidene Unterkunft. Auf der Doppelkochplatte stellte ich Teewasser auf. Nach einigen Schalen Tee und mehreren dick belegten Wurstbrotten stellte sich eine gewisse Behaglichkeit ein. Doch nur für kurze Zeit. Denn es gab verschiedene Anzeichen, die eine unruhige Nacht befürchten ließen.

Als ich das Teegeschirr in das Waschbecken stellte, hörte ich hinter mir ein kurzes „Wupp“, und als ich erschrocken herumfuhr, sah ich eine halbmeterhohe Flamme aus der Feuerungstür des Ofens schießen. Da muß einmal ordentlich geräumt werden, dachte ich und brachte alle brennbaren Sachen in sichere Entfernung. Dabei fiel mir zum ersten Mal auf, auf welch engem Raum sich hier mein Leben abspielen würde. Ich setzte mich zum Tisch, legte mein Kinn in die aufgestützten Hände und verharrte einige Minuten in angespannter Stille. Die Station dröhnte in dumpfem Vibrato. Mit einem kurzen „Wuff“ schoß wieder eine Flamme aus dem Ofen, vermischt mit einer gelben, beißenden Rauchwolke. Mir

wurde das Verhalten des Ofens unheimlich, und ich sah mich schon am nächsten Morgen tot im Bett liegen, vergiftet vom Kohlengas. Ich beschloß daher, kein Brennmaterial nachzulegen. Durch mehrmaliges Schwenken der Türen versuchte ich, den Rauch ins Freie zu bringen. Die schwere Tür zum Bahnsteig ratterte in den Windschüben im Schloß. Mit einem Gefühl völliger Hilflosigkeit setzte ich mich auf das Bett und schaltete das Radio ein. Es kam nur Gekrächze aus dem Gerät. Es fehlte eine Antenne. Ich suchte ein Stück Draht als Behelf. In der Tischschublade wurde ich neben alten Brotresten – für wen bewahren die so etwas auf? – fündig. Die kleine Wurfantenne brachte einige Musikfetzen in den Raum. Ich hörte ein Streichquartett – Haydn, vielleicht auch Mozart. Bei den starken Störgeräuschen war das nicht genau auszumachen. Ich gab auf – im Ofen war nur noch ein kleiner Rest Glut – und legte mich, um die ersten Eindrücke zu verarbeiten, mit den Kleidern ins Bett. Das Gebrumm der Mauern kam mir plötzlich gleichmäßig vor, nicht störend, fast wie Musik ...

*

Blendende Helle weckt mich. Ich brauche Sekunden, um mich zurechtzufinden. Wo bin ich? Vollkommene Stille umgibt mich. Vor dem Fenster Pulverschneewächten im frühen Sonnenlicht, in der Ferne aufragende Dreitausender. Die erste Nacht in meiner neuen „Wohnung“ habe ich also gut überlebt. Als ich die Wolldecken zurückschlage, bemerke ich, daß mein Atem auf der obersten Decke einen glitzernden Fleck gebildet hat. Gleichzeitig stelle ich fest, daß es grimmig kalt ist im Zimmer. Fast fürchte ich mich, das Bett zu verlassen. Doch Zaudern hilft mir nicht, denn jeden Augenblick müssen meine Kollegen von der Galzigbahn herüberkommen. Als ich mir einen Krug Wasser aus der Vorratskanne schöpfen will, muß ich zuerst eine Eisschicht entfernen. Ich habe also bei Minusgraden geschlafen.

In dieser morgendlichen Frische weiß ich mit aller Klarheit, daß mein Traum von idyllischen Stunden in der Einsamkeit der Bergwelt, meine Sehnsucht nach schöner Musik und guten Büchern noch lange auf Erfüllung warten müssen. Hier gibt es nicht jene Bequemlichkeiten, die in der Stadt selbstverständlich sind. Jede Verrichtung – Waschen, Kochen, Heizen, Geschirrspülen – ist hier mit großem Arbeitsaufwand verbunden. Wie umständlich und zeitraubend diese notwendigen Tätigkeiten tatsächlich ablaufen, sollten mich allerdings erst die folgenden Tage lehren.

Trink- und Brauchwasser steht mir nur aus der 35-Liter-Trinkwasserkanne zur Verfügung, denn das vorgesehene Wasserversorgungssystem mit einem großen Behälter über meinem Zimmer ist mangels ausreichender Isolation hoffnungslos eingefroren.

Aufgrund dieser Verhältnisse erfährt auch meine Körperpflege sehr bald riechbare Einbußen. Alle hygienischen Selbstverständlichkeiten arten bei diesen Beschränkungen in Peinlichkeiten aus. So sind zum Beispiel zwei Aborte für Gäste vorhanden und, sehr weitblickend, sogar mit Elektroheizung versehen. Doch leider fehlt es am Zu- und Ablaufsystem für das Wasser. Als kleine Entschuldigung steht „Eingefroren“ auf den versperrten Türen. Meiner eigenen Nöte in dieser Hinsicht habe ich mich tunlichst während des Fahrdienstes in der Talstation zu entledigen. Nur sind diese körperlichen Zwänge nicht immer mit dem normalen Fahrbetrieb in Einklang zu bringen. In solchen Fällen dient der Keller als Zwischendepot, das zu gegebenen Zeiten, am leichtesten bei herrschendem Sturm, mittels Schneeschaukel und einem kräftigen Schwung ins undurchdringliche Weiß geräumt wird. Die Windgeschwindigkeiten um hundert Stundenkilometer befördern das Sanitärproblem elegant über den Grat.

An Arbeiten für die Bahn fällt in diesen Tagen nicht viel an, abgesehen von den üblichen Revisionsfahrten und Kontrollen am Gehänge der Kabinen und an den Zugseilrollen auf den Stützen. Arbeiten im Freien bei Temperaturen tief unter null Grad werden nur ausgeführt, wenn sie unbedingt notwendig sind.

Beim Antrieb warten verschiedene Zusatzeinrichtungen auf ihre Fertigstellung, doch sind das Arbeiten, die in die Zuständigkeit der Seilbahnfirma fallen. Vermutlich warten die Monteure auf wärmere Tage.

Nur Edmund werkt unentwegt an der kleinen, provisorischen Werkbank, die er in der Maschinenhalle aufgestellt hat. Es gibt kein Problem, dem er nicht auf den Grund zu kommen hofft. Mit einer Ausdauer, die an Hartnäckigkeit grenzt, skizziert und entwirft er Verbesserungen für Antriebselemente und Signaleinrichtungen der Seilbahn, für einen reibungslosen Bügelumlauf bei Schlepliften sowie für alle möglichen Dinge des täglichen Gebrauchs. Es gibt im praktischen Bereich eigentlich nichts, was Edmund nicht kann. Und es ist für mich, wenn ich ihn bei seinen Entwicklungen beobachte, jedesmal faszinierend, mit welcher Folgerichtigkeit, mit welcher Beharrlichkeit und kluger Einschätzung der Möglichkeiten er zu Werke geht. Hat er bei einem Problem nach mehreren Anläufen noch keine Lösung gefunden, setzt er sich, wenn es der Fahrbetrieb erlaubt, mit mir zusammen, weil er sich aus einem Gespräch über